



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Naturalisation hat nützen sollen, denn der § 77 unterscheidet nicht zwischen Inländern und Ausländern. Das Reichsgericht hat aber in einem Urteile vom 9. Oktober 1893 die Anwendung des § 77 auf einen Fall, wo die beständige Trennung von Tisch und Bett im Auslande ausgesprochen war, abgelehnt. Ein österreichischer Katholik, der in seiner Heimat von seiner Frau beständig von Tisch und Bett getrennt war, hatte sich in Sachsen niedergelassen und naturalisiren lassen. Er klagte hier auf Grund der Trennung von Tisch und Bett auf Scheidung. Der Fall lag ähnlich, wie bei Etincelle; es bestand jedoch der große Unterschied, daß der Ehemann hier einen Wohnsitz hatte und daher die hiesigen Gerichte für die Ehescheidungsklage zuständig waren. Die Klage wurde in allen Instanzen für unbegründet erklärt. Vielleicht haben die Tribunaux d'Apolda den zweiten Absatz des § 77 anders ausgelegt als das Reichsgericht in dem Urteil aus dem Jahre 1893. Aber die Frage war doch immer eine sehr zweifelhafte, wie sich schon daraus ergibt, daß eben das Reichsgericht anders entschieden hat.

Nun fragt man wieder: Wo war denn der Staatsanwalt? Lag es denn für ihn nicht nahe, im Interesse der Aufrechterhaltung der Ehe die Entscheidung der höhern Gerichte anzurufen? Warum hat er kein Rechtsmittel eingelegt? Nach der Entscheidung des Reichsgerichts aus dem Jahre 1893 ist anzunehmen, daß, wenn die Sache in die dritte Instanz gelangt wäre, das Vertrauen Etincelles auf das Altenburger Recht böse getäuscht worden wäre.

Man sieht, die Sache bietet der Rätsel gar manche. Sollte sich nicht ein Eingeweihter finden, der die Güte hätte, hierüber eine Aufklärung zu geben? Es ist doch auch für uns Deutsche von Interesse, das in Paris so berühmte Altenburger Recht kennen zu lernen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bernunft und Unvernunft in der Sozialdemokratie. Das Schauspiel der Umbildung der österreichischen Parteien durch die Furcht vor der fünften Kurie ist nicht uninteressant, und es lohnt sich, von Zeit zu Zeit einen Blick darauf zu werfen. Die Landtagswahlen sind nach dem in Nr. 38 aufgestellten Programm verlaufen: Fortschritt der Merikalen und Antisemiten, Rückschritt der Liberalen, Annäherung der Parteien an einander in einem Grade, daß in den Programmen und in dem Geschwätz der Parteiredner kaum noch ein Unterschied zu finden ist. Dieses Geschwätz ist teilweise reines Blech. So beteuert der „reichstreu“ Großgrundbesitz Steiermarks — die liberalen Großgrundbesitzer nennen sich jetzt, um doch auch einen schönen Namen zu haben, lieber reichstreu —, er halte „die Hochhaltung des österreichischen Staatsgedankens im Auge.“ Es ist ja sehr nett, spottet die Arbeiterzeitung, die Hochhaltung im Auge zu halten. Für den kommenden Reichstag läßt sich also voraussagen, daß sich in den vier alten Kurien die Parteiunterschiede verwischen werden, und daß die aus ihnen hervorgehenden Abgeordneten ein Kartell — in Osterreich nennt man eine Koalition — aller Staatserhaltenden gegenüber der fünften Kurie bilden werden, die teils sozialdemokratisch, teils rabiat antisemitisch ausfallen wird, wenn es nicht etwa den Pfarrern gelingt, in den

kleinen Städten und auf dem Dorfe noch eine dritte, clerikale Gruppe auf die Beine zu bringen. In Wien raufen sich einstweilen die Antisemiten mit den Sozialdemokraten, und es ist hübsch zu sehen, wie sich die Neue Freie Presse bei dem Streit dieser beiden von ihr mit gleichem Abscheu gefaßten Parteien benimmt: sie verzichtet auf ihr gewohntes breitspuriges Pathos und auf die Klagelieder Jeremia und berichtet über die Vorgänge trocken, objektiv und kurz, mit wenigen Zeilen. Die Antisemiten versammeln sich nie ohne ein starkes Polizeiaufgebot und klagen dann in den Berichten über die Versammlung, sie seien von Haufen anarchistischer Strolche überfallen worden, die von Juden geführt und von diesen vorher in Schnapskneipen frei gehalten worden seien. Die Arbeiterzeitung dagegen berichtet: Die Christlichsozialen haben zu einer öffentlichen Volksversammlung eingeladen, da sind wir denn erschienen, aber die antisemitischen Ordner haben uns nicht hineingelassen und die Polizei hat uns mit Gewalt zurückgetrieben; so haben denn die Antisemiten ihre Volksversammlung mit Ausschluß des Volkes bei verschlossenen Thüren abgehalten. So geht das Woche für Woche fort. Dabei fährt die Arbeiterzeitung fort, den Antisemiten ihre Unfähigkeit vorzuhaltten. Gleich bei der ersten Gelegenheit, die sie hatten, zu beweisen, daß sie mehr könnten als die Liberalen, seien sie kläglich abgefallen. Ehe sie aus Ruder kamen, hätten sie immer darüber räsonniert, daß städtische Arbeiten im ganzen an große Unternehmer vergeben würden, die den Rahm abschöpften und den von ihnen gedungenen Handwerkern nur den mageren Rest des Verdienstes übrig ließen; der Magistrat müsse die einzelnen Meister und kleinen Unternehmer selbst dingen und den überflüssigen großen Zwischenhändler ausschließen. Und nun mache es der neue antisemitische Magistrat genau so wie seine judenliberalen Vorgänger; er habe die auf über vier Millionen Gulden geschätzten Arbeiten der Wienregulierung an einen einzigen großen Unternehmer vergeben, und als er darob im Gemeinderat interpelliert worden sei, da habe Lueger ganz kaltblütig erklärt, es gehe nicht anders. Dazu wollten die Antisemiten nicht bloß Handwerker-, sondern auch Bauernfreunde sein. Nun würden durch das bestehende Heimatrecht nicht allein die Arbeiter, sondern auch die Bauern aufs empfindlichste geschädigt; denn dieses sogenannte Recht gestatte der großstädtischen Industrie, die rüstige Arbeiterjugend vom Lande an sich zu ziehen, sie auszunutzen und dann die entkräfteten alten Arbeiter als Almosenempfänger in ihre Heimatdörfer abzuschicken; die Zahl der an ihrem Wohnort nicht heimatberechtigten Menschen betrage acht Millionen im ganzen Reiche. Auf dem großen Bauerntage hätten denn auch die Wiener Antisemiten nicht umhin gekonnt, in die Verurteilung dieses Zustandes einzustimmen. Jetzt aber, wo wirklich eine Reform in Aussicht stehe, habe ein antisemitischer Gemeinderat eine scharfe Resolution gegen den geplanten Gesetzentwurf eingebracht, und die antisemitische Presse spende ihm Beifall. (Am 1. Oktober hat der Wiener Gemeinderat eine Resolution des Stadtrats, die den Entwurf eines neuen Heimatgesetzes für unannehmbar erklärt, mit 80 gegen 4 Stimmen angenommen.)

Rücksichtslose Kritik des Bestehenden, Aufrüttelung des Bierphilisters, Bloßstellung der Feigheit, Aufdeckung der parteipolitischen Durchsteckereien, Entlarvung der Heuchelei, das hatte bisher in dem verschlafnen Osterreich und namentlich in dem phäakischen Wien mehr als irgendwo sonst gefehlt. Daß die Sozialdemokraten diese Arbeit leisten, ist ihr unbestreitbares Verdienst. Leider aber benehmen sie sich dabei mit überflüssiger Flegelhaftigkeit, reden in ihrer Arbeiterzeitung nie anders als im rohesten Tone, geberden sich gleich ihren reichsdeutschen Genossen als die alleinigen Inhaber des Universalheilmittels aller irdischen Übel und als die zukünftigen Herrn der Welt, sehen mit Verachtung auf alles „Bürgerliche“

herab und haben für aufrichtiges Wohlwollen gegen die Arbeiter, wo sich solches in bürgerlichen Kreisen äußert, nichts als giftigen Hohn oder höchstens die im Tone vornehmer Herablassung erteilte Zensur: Gut gemeint, aber Unsinn! So haben sie die seit zwei Jahren in Wien erscheinende Wochenschrift „Die Zeit,“ die ebenfalls rücksichtslos kritisiert und, ohne sozialdemokratisch zu sein, der Arbeiterbewegung wohlwollend gegenüber steht, bei verschiedenen Gelegenheiten grob angerempelt. In einer Polemik mit Kautsky, der sich eingemischt hat, führt Dr. Ranner, der politische Leiter der „Zeit,“ unter andern aus, daß man den Ausdruck bürgerlich zwar als wissenschaftlichen terminus technicus für einen gewissen wirtschaftlichen und politischen Zustand gelten lassen könne, daß aber die „Neue Zeit“ aufhören müsse, ihn als Schimpfwort zu gebrauchen, wenn sie ein wissenschaftliches Organ und nicht ein Schimpfblatt sein wolle.

In Nr. 51 der eben genannten sozialdemokratischen Wochenschrift sowie in Nr. 212 der Leipziger Volkszeitung hat Franz Mehring auch die im Grenzbotenverlag erschienene Volkswirtschaftslehre abgeschlachtet. Der Verfasser des Buches, das als „ein trivialer Auszug aus Kompendien“ charakterisiert wird, habe selbst noch nicht gelernt, was er sich zu lehren anmaße, heißt es darin u. a. Der Artikel der „Neuen Zeit,“ worin Jentsch zusammen mit einem andern Schächer als der unbedeutendere und unwürdigere von beiden hingERICHTET wird, ist „Litterarischer Bankerott“ überschrieben. In einem gewissen Sinne ist es ja richtig, daß die moderne Wissenschaft sich schon längst für bankerott erklärt hat. Die heutige Wissenschaft ist nämlich sehr alt, und da geht es ihr denn, wie es Salomon und Sokrates ergangen ist, als sie alt wurden, sie wird inne, daß sie eigentlich nichts weiß. Alle bedeutenden Männer sehen nichts klarer ein, als daß ihr Wissen Stückwerk ist, und daß es dem Menschengesichte nicht beschieden ist, weder das Rätsel des Daseins noch die soziale Frage zu lösen. Ein Mehring freilich weiß ganz genau, was die Welt im Innersten zusammenhält, und das Webereschifflein, womit des Weltgeistes lebendiges Kleid gewebt wird, führt er mit seiner eignen Hand; und darum kann er nicht anders als mit einer aus Verachtung und Mitleid gemischten Empfindung auf Stümper wie Ranke und Lamprecht, Roscher und Wagner herabsehen und mit noch tieferer Verachtung auf den Stümper, der die Forschungsergebnisse der größern Stümper dem Volke mundgerecht zu machen für ein Verdienst hält, während sich natürlich Kautsky mit der Popularisierung des Kapitals von Marx ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Nun, für eine Partei ist es immer ein Vorteil, wenn sie einen unfehlbaren Papst hat. Das katholische Katechismusbüchlein will sich totlachen, wenn ihm der Herr Kaplan sagt, daß es Narren giebt, die sich zeitlebens abplagen mit Lernen, Studiren und Forschen und am Ende ihres Lebens noch nicht wissen, was Wahrheit sei, während es, das Büchlein, schon längst die ganze Wahrheit in seinem zehnjährigen Köpfelein hat. So lacht das achtzehnjährige Sozialdemokratenbüchlein über die bürgerlichen Ideologen, die allerlei unnützes Zeug aushecken, während doch alle Wahrheit und Weisheit in dem so leicht zu verstehenden marxischen Wert- und Mehrwertgesetze beschlossen liege. In dem unerforschlichen Glauben an die Unfehlbarkeit der Führer liegt in der That zum Teil die Stärke sowohl der ultramontanen wie der sozialdemokratischen Partei. Wenn nun ein Buch, das eine andre Lehre vorträgt und von den meisten Lesern gar nicht übel gefunden wird, ebenfalls leicht zu verstehen ist, so kann es die gläubigen Schafe leicht verführen, und darum müssen diese vor dem gefährlichen Futter gewarnt werden; Mehring mag also wohl nicht bloß zur Befriedigung seines eignen Herzensbedürfnisses, sondern auf Wunsch der Partei die Hinrichtung vollzogen haben. Vielleicht auch hat noch eine dritte Rücksicht hineingespielt, das Interesse

des Diezischen Verlags. Was den Grunowschen anlangt, so kann es dem ja nur von Vorteil sein, wenn er von den Sozialdemokraten angegriffen wird, denn in der bürgerlichen Welt herrscht eben das Vorurteil, daß die Feindschaft der Sozialdemokraten Büchern und Personen zur Empfehlung gereiche, noch ziemlich allgemein. Aber im Interesse der Arbeiter bedauern wir es, wenn sie mit Vorurteilen gegen die Schriften von Männern erfüllt werden, die es gut mit ihnen meinen. Denn was für England gilt, das gilt eben für alle Länder; ohne das Wohlwollen eines Teiles der bürgerlichen Welt können sie nichts erreichen.

Der Namenstag. Heute bekam ich aus Berlin einen Glückwunsch zu meinem Namenstage. Gemeint war natürlich mein Geburtstag, da ich als Evangelischer keinen Namenstag feiere und der meinige, wie ich seit heute aus dem Kalender weiß, in den April fällt; der Glückwünschende kennt überdies kaum die katholische Sitte, den Namenstag zu feiern. Aber da liest nun ein biederer Protestant öfter in Büchern katholischer Verfasser oder in Zeitungen, daß dieser oder jener seinen Namenstag gefeiert habe. Das kommt ihm feiner oder, wenn er ein Berliner ist, „patenter“ vor, als vom Geburtstage zu reden; denn ihren Geburtstag feiern ja auch Schusterjungen und Dienstmädchen. Und so verbannt er aus seinem Glückwunsche den Geburtstag und glaubt auf der Höhe weltmännischer und zeitgemäßer Sprechweise zu stehen, wenn er vom Namenstage redet, an den er gar nicht denkt, und von dem er überhaupt nichts weiß.

Litteratur

Aus deutschem Leben (Touton Studies) von Sidney Whitman. Autorisierte Übersetzung von Dr. W. Henkel. Hamburg, Haendke und Lehmkuhl, 1896

Da wir von fremden Beurteilern viel öfter benörgelt als gelobt werden, so freut es uns einmal, einem Engländer zu begegnen, der sich offenbar Mühe giebt, Deutschland und den Deutschen gerecht zu werden. Daß er dabei nicht bloß ehrlich bestrebt ist, englische Vorurteile zurückzudrängen, sondern auch dem „Cant,“ der Prokelei und Unwissenheit seiner Landsleute gelegentlich ein auswischt, erhöht selbstverständlich unser Behagen. Es ist aber doch überall dafür gesorgt, daß uns nicht zu wohl werde, und so hat sich denn der Übersetzer die Freiheit genommen, von seinem Original nicht unbedeutend abzuweichen, außerdem seinerseits eine Anzahl von Sinn- und Druckfehlern beizusteuern. Nun, das Büchlein bleibt auch so lesbar. Denn Sidney Whitmans feiner Kopf gehört zu einem warmen Herzen. Er ist kein BÜchermensch und kein Parteimann. Daß er für Moltke und Bismarck Partei nimmt, lassen wir gelten. Am besten finden wir Skizzen aus dem Leben, wie Der deutsche Wald, Das Theater, Deutsches Vadeleben. Das Kapitel „Der Arbeiterstand“ enthält viel Lehrreiches und richtiges. Dazu gehört das ideale Bild aus dem bairischen Wald: Eine deutsche Fabrik. Doch liegt in den Erscheinungen des öffentlichen Lebens die Schranke, die kaum ein Fremder überschreitet. Mit all seiner reifen Lebensweisheit würdigt so Whitman den Antisemitismus nicht vollständig. Gleichviel: auch wo uns das Büchlein nicht ganz überzeugt, gewinnt es uns, und vor allem fesselt es von Anfang bis zu Ende.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig